

Wesenszüge der französischen Kultur

Autor(en): **Curtius, Ernst Robert**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Neue Schweizer Rundschau**

Band (Jahr): - **(1927)**

Heft 11

PDF erstellt am: **27.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-758331>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Wesenszüge der französischen Kultur

Von Ernst Robert Curtius

Im allgemeinen Bewußtsein und in der Literatur – der französischen wie der ausländischen – finden wir eine Fülle mehr oder weniger prägnanter Vorstellungen von französischer Wesensart, eine stattliche Reihe von Definitionen des französischen « Charakters », des französischen « Geistes », des « Franzosen » schlechthin. In Frankreich selbst haben Schriftsteller, Kritiker, Psychologen, Gelehrte sich immer wieder um solche Definitionen bemüht. Man konstruiert einen Normalfranzosen oder Idealfranzosen oder Dauerfranzosen. Dieser Franzose ist ebenso abstrakt, ebenso unwirklich wie der « Mensch », an den die Philosophie des 18. Jahrhunderts glaubte. Den französischen Geist auf eine Definition bringen, ist ein mehr oder weniger (meistens weniger) amüsanter literarisches Spiel. Für die Erkenntnis ist damit sehr wenig geleistet. Ja, diese Schematisierung ist nicht nur unfruchtbar, sie kann schädlich und trügerisch wirken. Wenn man sie als Maßstab benützt, verschließt man sich die unbefangene Erfassung der französischen Wirklichkeit. Man trifft auf einen französischen Schriftsteller oder Künstler, der in dies Schema nicht paßt und folgert daraus, er sei « unfranzösisch » – anstatt sich umgekehrt zu sagen: dieser Franzose zwingt mich, meine Vorstellung vom französischen Geist zu berichtigen und zu erweitern. Auch in Frankreich selbst wird mit diesem Begriff des « Unfranzösischen » gearbeitet, der nichts weiter als eine Kreuzung von Denkträgheit und Vorurteilen ist.

Muß man nun aber den Versuch, französisches Wesen zu charakterisieren, ganz aufgeben? Diese Folgerung wäre verkehrt. Man muß diesen Versuch wagen; jede Epoche wird ihn unternehmen; geschichtliche und seelische Situationen werden immer wieder dazu drängen. Er kann immer nur das Wagnis einer persönlichen Anschauung sein. Aber es gibt Fehlerquellen, die sich vermeiden lassen und Methoden, die unbrauchbar geworden sind.

Als sicherer Weg könnte es erscheinen, die Selbstaussagen Frankreichs zu sammeln und aus ihnen eine Charakteristik herauszupräparieren. Aber diese Methode hat zweierlei gegen sich. Erstens weisen diese Aussagen so viele Widersprüche und Abweichungen auf, daß sie niemals

auf einen gemeinsamen Nenner zu bringen sind. Und zweitens: das Bezeichnendste am Wesen einer Einzel- oder Gesamtperson ist das, was ihr selbstverständlich erscheint; ihre unbewußten Voraussetzungen. Wenn sie sich selbst charakterisiert, übersieht sie notwendig diese seelischen Aprioris. Psychologische Selbstaussagen verbergen darum oft die entscheidenden Züge. Diese werden erst durch den Vergleich mit anderen psychologischen Strukturen sichtbar. Was die Franzosen über sich selber sagen, ist ein wertvoller Hinweis auf ihre bewußten Tendenzen und Wertungsarten. Aber es muß ergänzt werden durch den Blick von außen her. Am meisten ist daher zu lernen von den nicht sehr zahlreichen Franzosen, die durch das Erlebnis einer fremden Kultur hindurchgegangen sind und von den nicht sehr zahlreichen Ausländern, die durch das Erlebnis französischer Daseinsform und Menschlichkeit hindurchgegangen sind. Ich denke z. B. an den Amerikaner Brownell, den Verfasser von *French Traits*, oder an den Engländer Harold Nicolson, dessen kluge Kritik des französischen Charakters hier eingefügt sei: « De toutes les races civilisées, la race française est peut-être la plus douée, de même qu'elle en est certainement la plus charmante. Mais les Français ont un défaut capital: ils n'ont pas le sens de l'infini. Ils possèdent en vérité toutes les qualités de l'âme et de l'intelligence, mais de façon si vive, si consciente, si précise qu'il ne leur reste plus aucune marge pour se déployer. Pas de gradation. Aussi voit-on le Français avoir du patriotisme, mais pas d'esprit public; de la perspicacité, mais pas de larges vues; de l'esprit mais pas d'humour; de la personnalité mais pas d'individualisme; de la discipline mais pas d'ordre... Il n'a pas cette intuition joyeuse et gaffeuse des Anglais... Dans les questions pratiques et objectives, comme la guerre européenne, cette adaptabilité particulière du génie français joue admirablement. Quand il s'agit de questions subjectives, comme la littérature et la politique, les Français ont des tendances à la convention et aux vues courtes. Le génie français s'élève alors comme un glacier, lucide et froid. L'esprit français est architectural, méfiant, circonspect, équilibré, absorbé par des soucis de proportion, de stabilité et du sens de l'article qu'il tient en main. Il répudie l'improvisé... »¹⁾

Solche Charakteristiken sind anschauungsgesättigt und darum lehrreicher als psychologische Schemata. Lebendige Anschauung französischen Wesens ist etwas ganz anderes als die Kenntnis französischer Geschichte, französischer Einrichtungen, französischer Literatur. Der

¹⁾ Nouvelle Revue française 1922, I, 243.

Geist ist in Frankreich so stark sozialisiert, daß man ein falsches Bild von der französischen Literatur gewinnen muß, wenn man nicht das nationale und soziale Dasein mitgelebt hat, welches die Tradition dieser Literatur trägt und fortsetzt. Die Literatur ist kein Spiegelbild der Gesellschaft. Der literarische Ausdruck kann gewisse Züge der kulturellen Wirklichkeit verstärken, er kann andere verschweigen, er kann wieder andere bekämpfen. Die Literatur ist eine Umformung des Lebens. Oft akzentuiert sie Gegensätze, die sich in der Wirklichkeit ausgleichen. Eine Psychologie der Nationen, die sich nur auf die Literatur stützt, läuft Gefahr, künstliche Scheinergebnisse zu erzielen.

Die übliche Charakteristik des französischen Geistes geht darauf hinaus, ihm gewisse Attribute zuzusprechen, die man wie Bauklötze nebeneinanderfügt. Man addiert so etwa « Klarheit », « Ordnung », « Maß », « Gesellschaftlichkeit » (« sociabilité » – eines der ältesten Clichés der französischen Kritik); vielleicht fügt man noch « Gefälligkeit », « Rhetorik », « Skepsis » dazu. Die Liste kann nach Belieben verlängert werden. Aber die Ganzheit einer Person läßt sich nie als Summe von Qualitäten begreifen, und die Ganzheit einer Nation ebensowenig. Auch die Psychologie der Nationen müßte die Funktionsweisen, die Formeigentümlichkeiten, die Ablaufgesetze zu erfassen suchen, statt künstlich isolierte Eigenschaften.

Wenn man die französische Kultur auf ihre Erlebnisformen hin betrachtet, wird einem als erstes auffallen, daß sie eine Alters- oder Spätkultur ist. Ihre Anfänge beginnen mit der Resorption der römischen Spätkultur. Die Bedeutung des römischen Elementes für die französische Kultur muß trotz der Einwände von Keltomanen wie Jullian sehr hoch veranschlagt werden. Sie äußert sich sowohl in Struktureigentümlichkeiten wie in inhaltlichen Besonderheiten des französischen Geistes. Von jenen Struktureigentümlichkeiten ist die wichtigste wohl diejenige, die man als den Sekundärcharakter der französischen Kultur bezeichnen kann. Die bestimmende, Form und Richtung gebende seelische Gesamterfahrung, die am Beginn des französischen Werdens steht, ist nicht ein Urerlebnis, sondern ein Bildungserlebnis: die Aufnahme und Aneignung einer fremden, reifen, alten Kultur. Die Germanen haben ein Urerlebnis gehabt: Völkerwanderung und Staatengründung, das Quellgebiet unserer Heldensage. Die romanisierten Gallier dagegen haben ein abgeschlossenes Kulturganzes übernommen. Der Charakter des Abgeleiteten, Sekundären haftet darum ihrem Kultursystem an. Es ist keine Urschöpfung, wie denn auch die französische Sprache den

Sinn unserer Vorsilbe *ur-* nicht zutreffend wiedergeben kann. Man muß sich nun aber vergegenwärtigen, daß die römische Kultur selber eine Kultur sekundärer Art ist: entstanden durch die Aufnahme der griechischen Geisteswelt und ihre Anpassung an italisches Volkstum. Frankreichs Zivilisation ist also sekundär gleichsam in zweiter Potenz. Dies zeigt sich in der französischen Literatur, aber auch in Sitte, Nationalgefühl und Glauben. Diese Abgeleitetheit mag vom persönlichen Standpunkt des einzelnen aus verschieden gewertet werden. Wer Ursprünglichkeit für das Höchste hält, wird sie bedauern oder gering einschätzen. Wer aber für Traditionswerte empfänglich ist, wird in ihr einen Vorzug sehen.

Jedenfalls bedeutet dieser Sekundärcharakter positiv sehr viel für Frankreich. Frankreich kann *in sich* Rom und die Antike erleben. Wer die Provence bereist und dem schönen Nîmes, dem Nemausus der Gallier, einen Besuch abstattet, findet auf dem Hauptplatz einen unversehrten römischen Tempel, den der Volksmund « la maison carrée » benannt hat. In nächster Nähe erhebt sich das gewaltige Amphitheater, das jetzt zu Stierkämpfen, aber auch zu Lichtspielvorführungen benützt wird. In den öffentlichen Anlagen steht ein Denkmal des Kaisers Antoninus Pius: er ist ein Kind dieser Stadt und sie scheint auf diese Zugehörigkeit Wert zu legen, denn das Standbild ist 1874 vom Gemeinderat errichtet worden. Man wandert nun hinaus in den Stadtpark, den Jardin de la Fontaine. Er ist ein Musterbeispiel des klassischen jardin à la française, ein Hauptwerk Lenôtres, des Gartenkünstlers Ludwigs XIV. Aber auf seinem höchsten Punkt ragt ein verfallener Römerturm empor, die Tour magne, das heißt Turris magna, großer Turm. Einige Kilometer draußen vor der Stadt steht endlich eines der großartigsten Denkmäler der römischen Baukunst: der Pont du Gard, eine dreifach gestaffelte Brücke und Wasserleitung über den Gard, deren gelbbraune Quadern und mächtige Bogenschritte die Monumentalität und Dauer römischer Bau- und Denkweise aufs eindrucksvollste verkünden. Aber man findet Ähnliches in Arles, in Orange, in Vienne, in vielen anderen kleinen Orten der Provence, und man begreift aus diesen Bauwerken die unzerstörbare lateinische Prägung des französischen Südostens. Die Tradition Roms spricht hier eindrücklicher als in vielen Gegenden Italiens. Aber sie ist nicht auf die römische Provincia Narbonensis beschränkt. Selbst Paris hat noch sein antikes Theater, die Arena des römischen Lutetia. So ragt Rom sichtbar, körperhaft noch in das heutige Frankreich hinein. Frankreich fühlt sich als Tochter und

Erbin Roms, und gerade deshalb hat es zum italienischen Rom, zur Tiberstadt ein ganz anderes Verhältnis als wir. Weil Frankreich Rom in sich birgt, braucht es das moderne Rom weniger als wir. In unserer Geistesgeschichte finden wir immer wieder den Typus des Deutschrömers: Winckelmann, Goethe, Marées, Feuerbach, Gregorovius. Rom wird diesen Menschen zur wahren Heimat. Von den großen Franzosen hat wohl nur Claude Lorrain so empfunden. Die meisten kehren gerne wieder nach Paris zurück und bewahren die Sehnsucht danach auch auf römischem Boden. Wohl haben die Heere Karls VIII. und seiner Nachfolger in den Italienzügen des 15. und 16. Jahrhunderts staunend die Pracht und Schönheit der voll entfalteten italienischen Renaissance empfunden. Aber sie zogen daraus die Folgerung, diese Schönheit nach Frankreich zu verpflanzen. Franz I. hat dieses Ziel mit Eifer und Glück verfolgt. Immer wiederholt sich in der französischen Geschichte dieser Rhythmus. Oft erwächst aus dem Rombewußtsein Frankreichs ein Gegensatz, eine Eifersucht, eine ablehnende Haltung zum italienischen Rom. Die französischen Publizisten der Renaissance geben diesem Gefühl beredten Ausdruck, und Joachim Du Bellay schließt ein berühmtes Sonett mit den Versen:

Plus me plaît le séjour qu'ont bâti mes aïeux
 Que des palais romains le front audacieux:
 Plus que le marbre dur me plaît l'ardoise fine,

Plus mon Loire gaulois que le Tibre latin,
 Plus mon petit Lyré que le mont Palatin,
 Et plus que l'air marin la douceur angevine.

Dieser Gefühlsklang ist keine persönliche Eigenheit des Dichters; man findet ihn in allen französischen Epochen, in vielen typischen Zeugnissen wieder. Die antike Welt, so hat später Michelet gesagt, endigt auf dem Kapitol. Die moderne Welt wird von Frankreich geführt. Italien und Frankreich teilen sich in die weltgeschichtliche Führerrolle des Abendlandes. Die Mission Italiens ist beendet, sie ist übergegangen an Frankreich.

Schon die französische Monarchie Ludwigs XIV. hat sich römisch empfunden. Die Kulturblüte des 17. Jahrhunderts schien eine Erneuerung des augustischen Alters zu sein. Römisch-antik hat aber dann auch die Revolution gedacht. Die Historienbilder von David sind ein sprechender Ausdruck dafür. Und wiederum konnte sich das Kaisertum Napoleons als römisch begreifen. Der Imperator erneuerte die römische Universalherrschaft, und er ernannte seinen Sohn und Erben zum

König von Rom. Römisch ist das Rechtsempfinden der Franzosen. Das geschriebene Gesetz, der aufgesetzte Vertrag besitzt für sie eine unantastbare Autorität. Die französischen Kronjuristen haben in der Geschichte der Monarchie eine bedeutende Rolle gespielt, vornehmlich in der Epoche Philipps des Schönen und in der Ludwigs XIV. Die Schaffung des *Code Napoléon* ist einer der Ruhmestitel der kaiserlichen Ära. Er ist auch sprachlich eine Musterleistung: man weiß, daß Stendhal sich durch das Lesen in diesem Gesetzbuch für seine literarische Arbeit vorzubereiten pflegte. Die französische Sprache verdankt der juristischen Schulung ein gutes Teil ihrer klaren Bestimmtheit. Aber der Geist des römischen Rechts hat auch das Ethos Frankreichs geformt. Wenn in Frankreich Zweifel an der Gerechtigkeit eines richterlichen Urteils entstehen, gerät das Volksempfinden in stürmische Bewegung. Urteilsrevisionen gehören zum Bestande französischer Geschichte. Es war gewiß nicht nur dynastisches Interesse, wenn Karl VII. 1456 erreichte, daß der Prozeß gegen Jeanne d'Arc wieder aufgenommen und das Urteil von 1431 als unregelmäßig aufgehoben wurde. Der Ruhm Voltaires und sein Nachleben in der Nation gründet sich nicht zum wenigsten auf sein Eintreten für unschuldig Verfolgte und Verurteilte. Anderthalb Jahrhunderte später hat Emile Zola diese Rolle in der Dreyfus-Affäre übernommen. Man erinnert sich noch an die leidenschaftlichen Kämpfe, die um Schuld oder Unschuld des Hauptmanns Dreyfus geführt wurden. Sie haben Frankreich vor einem Menschenalter in einen Zustand inneren Bürgerkrieges versetzt. Das wäre nicht möglich gewesen ohne die weite Resonanz, die der Zweifel an einer richterlichen Entscheidung in Frankreich immer findet. Die Gerechtigkeit gilt den Franzosen nicht nur in der Theorie als Tugend. Sie besitzt eine Macht über Geist und Gemüt des Volkes. Wer an sie appelliert, kann gewiß sein, die Sympathie, das Temperament, die tatbereite Energie der Nation auf seiner Seite zu haben. Das wissen die Politiker aller Parteien. Man kann das französische Volk nicht für eine Sache entflammen, die nicht als « gerechte Sache » empfunden wird. Auch die militärische Disziplin wendet sich an dieses Empfinden. Generäle der dritten Republik rufen der Truppe zu: « Vous ferez respecter la justice, parce que tel est le premier devoir de tout honnête homme et que la Justice – plus encore que la Liberté, l'Égalité et la Fraternité, qu'elle résume en un mot et contient à elle seule – est la chose du monde à laquelle les Français tiennent par-dessus tout. »¹⁾

¹⁾ Général Tanant, *L'Officier de France*. 1927.

Aus der hohen Wertung des Rechtes und der Gerechtigkeit erklärt sich die große Rolle, die den Vertretern des Rechtslebens in Frankreich eingeräumt wird. Der Advokat nimmt in Frankreich eine hochangesehene Stellung und oft eine politische Führerrolle ein. Ein Advokat war Gambetta, und sein Ruhm begann mit einem politischen Plädoyer, das er unter dem zweiten Kaiserreich führte. Unter den rund sechshundert Abgeordneten der Kammer von 1914 befanden sich 142 Advokaten. Zu den Vertretern der Rechtsordnung gehört auch der Notar. Er spielt im französischen Leben und besonders in der Provinz eine wichtige Rolle, wie jeder Balzacleser weiß. Er ist der Vertrauensmann der Familie, verwaltet ihr Vermögen, berät sie in wichtigen Angelegenheiten, ist unentbehrlich bei Eheverträgen und testamentarischen Verfügungen. Endlich der Richter! Im Richterstande, der Magistratur, verkörpert sich in Frankreich eine Form des öffentlichen Ethos, ähnlich der, die im preußischen Beamtenstande lebt. Die Magistratur wahrt eine Gesinnungstradition, die tief in das alte Frankreich zurückreicht. Der Richter wendet die Gesetze an und befriedigt das Bedürfnis nach Rechtssicherheit. Aber wenn in der Revolutionsepoche das Gesetz als einzige Quelle des Rechtes und die Gesetzgebung als Formulierung reiner Vernunftprinzipien galt, so hat sich im Lauf des 19. Jahrhunderts ein Wandel vollzogen: die Rechtswissenschaft hat die Funktion übernommen, das Gesetz dem Wandel der sozialen Verhältnisse und des Zeitgeistes anzupassen, und in den Fällen, wo das Gesetz stumm ist, selbst rechtsschöpferisch zu wirken. So hat die französische Jurisprudenz im Verlauf der letzten hundert Jahre ein imposantes Werk geleistet, welches dem Ideal des sozialen und rechtlichen Fortschritts dient, wie das kodifizierte Recht dem Ideal der Stabilität. Die Durchdringung des französischen Bewußtseins mit juristischem Geist darf sicher als ein Fortleben römischen Wesens angesprochen werden. Dieser juristische Geist äußert sich auch in dem Respekt vor den Institutionen; in der Auffassung der Gesellschaft als einer Summe freier Personen; und überhaupt in der individualistischen Rechtsmetaphysik, mit welcher der *Code civil* das französische Leben durchtränkt hat. Bürgerliche Freiheit, Unverletzlichkeit des Privateigentums, institutioneller Charakter der Familie haben für das nationale Bewußtsein in Frankreich eine größere Bedeutung als für uns. Der Staat wird als « la grande famille française » empfunden, und die Utopisten schwärmen von einer rechtlich verfaßten « grande famille humaine ». Das Bestehen auf dem reinen Rechtsstandpunkt hat oft eine gewisse Größe. Noch öfter aber hat es das

Gedeihen der Nation beeinträchtigt. Eine Ursache der Revolution war die Starrheit, mit der die Parlamente ihre Vorrechte festhielten. Die « Erklärung der Menschen- und Bürgerrechte » ist das Manifest des Umsturzes geworden. Der bloße Rechtsbegriff hat immer zerstörend gewirkt, wenn er sich löste von den Ideen der Ordnung, der Autorität und des Gesamtwohls. Aber er wird sich in Frankreich stets auf die römische Tradition berufen.

Frankreich kommt nicht von Rom los, und doch ist Rom nur eines der Elemente, aus denen die französische Substanz gemischt ist. Darum wird die Idee der Latinität in Frankreich immer wieder erörtert. Es hat im Lauf der letzten zweihundert Jahre Perioden gegeben, in denen der französische Geist das Bedürfnis empfand, die Grenzen der lateinischen Tradition zu durchbrechen und germanische Seelensubstanz aufzunehmen, oder auch sich auf seinen gallischen Ursprung zu besinnen. Aber ebenso regelmäßig trat ein Rückschlag ein. Begreiflicherweise hat der Weltkrieg die lateinische Tendenz verstärkt. In den Anlagen des Palais Royal kann man die Idealfigur eines nackten Jünglings sehen, die laut der Sockelinschrift den lateinischen Genius verkörpern soll und während des Krieges von den lateinischen Nationen der Stadt Paris gestiftet wurde. Auch nach dem Kriege ist die sogenannte lateinische Idee leidenschaftlich diskutiert worden. Man warf die Frage auf, ob Frankreich mit Spanien, Italien und den iberio-amerikanischen Nationen eine lateinische Kultureinheit bilde. Besonnene Beurteiler haben doch festgestellt, daß in dieser lateinischen Ideologie sehr viel Unwirkliches stecke. Gewiß ist die sprachliche Verwandtschaft eine sehr nahe. Vom sprachwissenschaftlichen Standpunkt aus erblickt man eine einheitliche, scharf abgegrenzte Romania. Aber eine geistig-kulturelle romanische Einheit gibt es nicht. Frankreich hat intellektuell und literarisch eine viel engere Verbindung mit England als mit Spanien. Es wählt sich zwar gern aus dem antiken Olymp als Schutzgöttin Minerva, aber es geht doch nicht in der Latinität auf. Vielleicht liegt ein Grund darin, daß es auf seinem Boden den Gegensatz zwischen Nord und Süd hat. Die stärksten Impulse zur Erneuerung und ausschließlichen Geltung der Latinität pflegen aus dem Süden zu kommen, aus der Provence, dem Languedoc, den Pyrenäenlandschaften. Charakteristischerweise wird dort der lateinische Gedanke von den einen für die Ideologie der Republik, von den andern für die der Monarchie in Anspruch genommen. Man kann eben die Ideen der Vernunft und der bürgerlichen Freiheit genau so wie die der Ordnung und Autorität als lateinisch ausgeben.

In den letzten dreißig Jahren hat der Süden Frankreichs die großen Theoretiker des « integralen Nationalismus » (d. h. Royalismus) hervorgebracht: die Schule der *Action française*. Aber die Masse der Wähler und damit die reale politische Macht gehört grade im Süden den Linksparteien.

Rom ist Frankreichs erlauchte Ahnin. Aber der römische Geist ist mit gallischem und germanischem Blut eine so enge Verbindung eingegangen, daß das Ergebnis dieser Verschmelzung eine neue und einheitliche Volkspersönlichkeit geworden ist. Auch wo die französische Kultur römische Züge fortsetzt, bildet sie sie um und formt sie ein, gemäß ihrem eignen, nicht mehr auf Fremdes zurückführbaren organischen Gesetz. Aber das eine bleibt dennoch wahr: durch die Aufnahme der römischen Tradition hat Frankreich in der Epoche seines Werdens ein tausendjähriges Erbe aufgenommen. Und dieses Erbe prägt der französischen Kultur einen eigentümlichen Alters- und Reifecharakter auf. Aber sie ist nicht nur im äußeren Sinne alt, sondern ihre Anschauungs- und Wertungsweisen sind die des reifen Alters.

Der französische Geist hat ein anderes Zeitgefühl als der deutsche. Der Franzose lebt stärker in der Erinnerung und in der Vergangenheit als wir. Für uns ist die Vergangenheit Geschichte eines Werdens, für den Franzosen ist sie Gegenwart einer Überlieferung. Mit dem deutschen Geist verglichen – und das Gesagte gilt natürlich innerhalb der Grenzen dieser Relation – ist der französische Geist unhistorisch. Seine geschichtliche Denkform ist nicht die Entwicklung, sondern die Dauer. Es liegt Tiefe in dem Satz von Rivarol: « Il faut que la France conserve et qu'elle soit conservée; ce qui la distingue de tous les peuples anciens et modernes. » Dasselbe Bewußtsein spricht aus Péguy: « Il faut que France, il faut que Chrétienté se continue. »

Das Zeitgefühl des französischen Geistes ist das der Kontinuität. Seine Kulturidee ist die einer Akkumulation von Gütern, nicht die des Wachsens, des Umwerdens und Umwertens. Was einmal geschichtliche Wirklichkeit geworden ist, behält seine Geltung. Das Vergangene wird nicht durch das Neue entsetzt. Es erleidet keine Wertverminderung. Wenn der Franzose Montaigne oder La Bruyère liest, faßt er diese Autoren nicht als Ausdruck ihrer Zeit, nicht als Zeugnisse einer bestimmten Geschichtsstufe auf, sondern als zeitlos gültige Sprecher des Menschengestes. Jeder große Schriftsteller, jede historische Epoche der Nation kann sicher sein, in Frankreich immer eine Zahl von Liebhabern und Bewunderern zu finden, die sich dann in diesem Werk, in

diesem Jahrhundert gleichsam häuslich niederlassen und es mit antiquarischem Interesse durchforschen.

Auch im französischen Nationalbewußtsein spricht sich dieses Zeitgefühl einer Spätkultur aus. Fustel de Coulanges hat gesagt, der wahre Patriotismus sei die Liebe zur Vergangenheit, und Barrès prägte für seinen Nationalismus die Devise: « La terre et les morts. » Der Totenkultus ist ein frappanter Zug des französischen Wesens. Er bewahrt eine eigentümliche religiöse Pietät auch da, wo der kirchliche Glaube geschwunden ist. Comte drückt dieses Gefühl aus, wenn er sagt, die Lebenden würden beherrscht von den Toten. Zu den größten Eindrücken von Paris gehören die Kirchhöfe: der von Montparnasse, von Montmartre, vor allem aber der Père-Lachaise. Da ruhen die Toten, aber nicht unter grünen Hügeln, sondern in steinernen Häusern, die oft Tempel- oder Kapellenform haben und mit Eisengittern umfriedet sind. Viele dieser Gräber tragen die Inschrift: « Concession à perpétuité ». Dieser Friedhof ist eine zweite Stadt, eine steinerne Stadt des Todes, eingekapselt in die « Lichtstadt » des Lebens. Dort ruhen nebeneinander Molière und La Fontaine, dort die Träger der erlauchtesten Namen des 19. Jahrhunderts: Musset und Chopin, Balzac und Ingres, Delacroix und Comte. . . Und ihre Gräber sind geschmückt, sie werden besucht von vielen, oft aus weiter Ferne kommenden Verehrern. Die Atmosphäre dieser stillen Gräberstadt ist so stark, daß man glauben könnte, wie es die antiken Menschen glaubten, die Geister der Toten weilten in ihren Gräbern.

Aber dieser Kultus der Toten hat in Paris noch andere große Monumente: das Pantheon, in dem die Nation ihre großen Männer bestattet: den Invalidendom, wo der Porphyrsarkophag Napoleons so feierlich ruht; den Arc de Triomphe, wo der « unbekannt Soldat » beigesetzt ist. Die kleine Flamme über seinem Grabe erinnert mitten in dem brausenden Straßenverkehr an die Toten des großen Krieges und sie versinnbildlicht zugleich jene tief in dem französischen Bewußtsein verwurzelte Pietät für die Toten.

Die französische Ehrfurcht vor der Vergangenheit ist keine rückgewandte Romantik – welche eine typisch jugendliche Fühlweise ist – sondern ein wirklichkeitsnaher, die Gegenwart und die Zukunft formender Instinkt. Wir Deutsche sind aus dem Kriege hervorgegangen mit dem ekstatischen Rausch des Empfindens: alles muß neu werden. Dabei machte es keinen Unterschied, ob man an eine neue Volkheit oder an eine neue Menschheit dachte. In Frankreich war es umgekehrt: der

Instinkt der Nation wollte nach der Störung und Verstörung des Krieges die Erneuerung des Alten, des Beständigen. « Unsere alte Welt besteht noch » – das war das durchgehende Empfinden. Es hat sich literarisch ausgedrückt in Kriegsbüchern wie Thibaudets *La guerre avec Thucydide* oder Cazins *L'Humaniste à la guerre*: die humanistische Tradition war beständig und nahrhaft genug, um sich selbst im Unterstand zu bewähren, und dem horizontblauen Korporal, in dem ein Intellektueller steckte, als Orientierungssystem in einem doch sehr bestürzenden und präzedenzlosen Chaos zu dienen. Dasselbe Bewußtsein der Dauer, freilich durch Humor und Melancholie gebrochen, hat dem zarten Lyriker Jean Pellerin jene « Romance du Retour » eingegeben, die den Kontakt des heimgekehrten Frontsoldaten mit Paris schildert:

Paris, milliers de promesses,
 Appels de taxis inviteurs,
 Aveux de nocturnes prouesses
 Dans les corbeilles des facteurs,
 Milliers de maisons, de femmes,
 Sarabande d'hommes infâmes,
 Tournois de mauvaises raisons!
 Le ciné donne Forfaiture.
 La marchande, sur sa voiture,
 N'a pas plus de quatre saisons.

— — — — —

J'ai pleuré par les nuits livides
 Et de chaudes nuits m'ont pleuré.
 J'ai pleuré sur des hommes vides
 A jamais d'un nom préféré.
 Froides horreurs que rien n'efface!
 La terre écarte de sa face
 Ses longs cheveux indifférents,
 Notre vieux monde persévère,
 Douze sous pour un petit verre!
 Combien va-t-on payer les grands?

Aber dieser gleiche Wille zum Fortsetzen des Gewesenen hat sich auch in Frankreichs politischer Haltung nach dem Kriege gezeigt. Man wollte die Wiederherstellung des früheren Zustandes. Frankreich, in dem so manche heutige Siedlung eine Geschichte hat, die noch hinter die Römer-, vielleicht hinter die Keltentzeit zurückreicht, wollte bis in die technischen Probleme des Wiederaufbaus der zerstörten Departements die Rechte und Formen der Vergangenheit gewahrt wissen.

Rathenau hat 1921 im Reichswirtschaftsrat darüber gesprochen. Er sagte damals: « Die Bauarbeiten sind komplizierter als wir uns gewöhnlich denken. Wir geben uns leicht der Vorstellung hin, es könnten neue Städte gebaut werden mit neuen Straßenzügen und neuen typisierten

Häusern. Das ist nicht der Fall. Das französische Gesetz verbietet es. Das französische Gesetz verlangt, und der städtische Einwohner will, daß sein Haus auf den alten Fundamenten aufgebaut werde, ohne besondere Rücksicht auf die Ökonomie und Einheitlichkeit.»

Mit dem Spätcharakter der französischen Kultur hängt es zusammen, daß sie das reife Alter der Jugend vorzieht. Frankreich hat nicht, wie Hellas oder Deutschland, ein ideales Bild des Jünglings. Es ist unjugendlich in demselben Sinn wie das antike Rom es war. « La France méprise la jeunesse, » schreibt Jean Cocteau, « sauf quand elle s'immoie pour sauvegarder la vieillesse. Mourir est un acte de vieux. Aussi, chez nous, la mort seule donne du poids aux jeunes. Un jeune qui rentre de la guerre a vite perdu son prestige. Il redevient suspect. » Es hat nicht einmal ein eigenes Wort dafür, sondern muß zu der gehaltsarmen Umschreibung « jeune homme » greifen. Das Wort « adolescent » hat leicht einen komischen Beiklang (« se dit surtout des garçons, et alors souvent en plaisantant », Littré), der noch stärker in « jouvenceau » hervortritt. Seinen schönen Essai über Platons Jünglinge mußte Taine « Les jeunes gens de Platon » überschreiben – womit für unser Gefühl etwas Spezifisches verloren geht. So fehlt auch ein Wort, das dem deutschen « Mädchen », dem englischen « Girl » entspräche. « Fille » ohne nähere Bestimmung kann nur « Tochter » oder « unverheiratete Frau » oder « Prostituierte » bedeuten. « Mädchen » muß durch « jeune fille » umschrieben werden. In Frankreich gibt es keine Jugendbewegungen in unserm Sinn. Drang und Wirren des Werdens können dort weniger als in andern Ländern auf sympathievoller Beachtung rechnen. Der junge Franzose sieht mehr als der junge Deutsche in sich den zukünftigen Mann. Seine Kameraden redet er mit « mon vieux » an. Schon die Schulknaben werden als Erwachsene behandelt und mit Sie angeredet. Die Kinder lernen ihre Sprache an den weltklugen Fabeln von La Fontaine. Die Literatur für Kinder ist in Frankreich arm. In der Literatur und Kunst werden die « Jungen » (les jeunes) heute zwar viel beachtet und kommerziell ausgebeutet, aber diese Bewegung hat erst gegen Ende des 19. Jahrhunderts begonnen. Sie hat in den ersten Jahren nach dem Weltkrieg ihren Höhepunkt erreicht. Bis dahin waren die Jungen auf die sogenannten « revues d'avant-garde » angewiesen, wenn sie etwas sagen wollten. Heute stellen sich ihnen die großen Zeitschriften und Verlage zur Verfügung. Es bleibt abzuwarten, ob diese Neuerung von Dauer sein wird.

Die französische Literatur ist eine Literatur für reife Menschen. Die

Werte, welche die französische Kultur bevorzugt, sind Alterswerte. Solche Worte sind Vollendung (im doppelten Sinn des Fertiggemachten und des Vollkommenen), Geschmack, Kennertum, Wirklichkeitssinn.

Die Franzosen sind « un peuple de finisseurs ». Es hat nicht nur wirtschaftliche und soziale, sondern auch psychologische Gründe, daß die Luxusindustrien im ökonomischen Leben Frankreichs eine so große Rolle spielen: die Erzeugung all jener Waren, deren Wert auf verfeinerter differenzierter Qualität, Erfindungsgeist und Geschmack, beruht. Die alte Tradition des französischen Handwerks setzt sich darin fort. Aus ihr stammt die spezifisch französische Auffassung der Vollkommenheit. Das Wort « maître », mit dem die Jüngeren einem Künstler oder Denker huldigen, kommt aus dieser Schicht der Überlieferung, ebenso wie der Begriff des Meisterwerks: ursprünglich die Probearbeit, die vom Gesellen gefordert wurde und die der wichtigste Bestandteil der Meisterschaftsprüfung war (für Paris zum erstenmal nachgewiesen im Statut der Sticker von 1316). Das Wort « chef-d'œuvre » hat eigentlich diese Bedeutung, und sie klingt auch in der übertragenen Verwendung noch nach. Es ist handwerklicher Kunstgeist, wenn Boileau den Dichtern rät:

Vingt fois sur le métier remettez votre ouvrage;
Polissez-le sans cesse et le repolissez.

Wenn auch « métier » hier nicht Handwerk, sondern Werkbank bedeutet: die Vorschrift des Schleifens und Glättens als des Verfahrens, wodurch die vollkommene Arbeit entsteht, ist der Anschauung des Handwerks entnommen.

Für die französische Anschauung sind Kunst und Handwerk eng verschwistert. Ingres, den seine Freunde drängten, seine Arbeiten schneller zu beenden, pflegte zu sagen: wenn meine Sachen etwas wert sind, kommt es daher, daß ich sie zwanzig Mal wieder vorgenommen und mit der größten Sorgfalt verbessert habe. Nicht Inspiration, sondern Meisterschaft des Handwerks, lange Übung, stetes Feilen haben seiner Malerei wie der Dichtung Racines oder der Prosa Flauberts den Stempel der Vollendung aufgeprägt.

Diese sorgsame, geduldige Arbeit des Künstlers an seinem Stoff verlangt Beherrschung aller Verfahren und ein sicher geschultes Vermögen des Auswählens. Das fertige Werk muß gefallen, es muß den Geschmack der Kenner befriedigen. Der französische Künstler arbeitet für ein Publikum von Liebhabern und Kennern. Kennertum als angesammelte Erfahrung und Verfeinerung des Empfindens, als Tätigkeit

subtiler Unterscheidung, als hochgetriebene Züchtung der Sinne nimmt im Aufbau der französischen Kultur die Stelle ein, wo bei uns die Stärke des Ergriffenseins entscheidet. Nicht die Gewalt des Eindrucks, sondern die Qualität der Feinheit und die Verwirklichung abgestuftester Tönungen ist für das französische Urteil in künstlerischen, geistigen, menschlichen Dingen maßgebend. Die französische Kultur ist eine Kennerkultur, was nur ein anderer Ausdruck für Spätkultur ist. Kenner sein heißt, die Spielarten und Qualitätsunterschiede im Geistigen wie im sinnlichen Lebensbereich mit Sicherheit auseinanderhalten, vergleichen, abwägen können. Kennertum im französischen Sinne ist psychologisch und physiologisch zugleich. Es betrifft die Intelligenz und die Zunge. Es übt sich in der Gastronomie wie in der Kritik. Kritik als Kennertum, als Vermögen des Unterscheidens, Abstufens, Analysierens gehört zu den vornehmsten Funktionen des französischen Geistes. Die Fähigkeit, Nuancen abzuwägen, feinste Unterschiede abzuschmecken, charakterisiert den französischen Intellekt wie die französische Sinnlichkeit. Beides, Intellekt und Sinnlichkeit, verschmilzt im typischen Franzosentum zu einer Einheit, die sich in der Verwendung des Wortes Geschmack bezeichnend ausdrückt. Ein typisches, anderswo unerreichtes und unerstrebtes Produkt der französischen Kultur ist der Kenner. Dem faustischen Erkenntnisdrang des Deutschen entspricht in Frankreich das Kennertum. Zwischen Erkennen und Kenner liegt der ganze Unterschied, den die deutsche Vorsilbe *er-* ausdrückt. Sie ist verwandt mit der Vorsilbe *ur-* und ist sprachlich nichts anderes als die unbetonte Variante jenes *ur-*, das, wie Fr. Kluge in seinem *Etymologischen Wörterbuch der deutschen Sprache* sagt, «in den übrigen indogermanischen Sprachen keine sicheren Verwandten hat».

Die Wertungsformen der Reife sprechen sich auch in den sittlichen Normen der französischen Konvention aus. Die «*sagesse française*» ist ein beliebtes Thema rhetorischer Übungen. Mit dieser Weisheit ist nicht ein Heilswissen religiöser oder metaphysischer Art gemeint, sondern eine auf Erfahrung und Weltkenntnis beruhende Lebensweisheit. Diese Tugend loben die Franzosen an ihren Klassikern, an ihren Moralisten, an ihren Staatsmännern. Sie hat oft etwas Nüchternes, Berechnendes, und grenzt an den «*bon sens*», enthält oft auch eine Beimischung von Skepsis und Menschenverachtung. Sie mahnt zur Vorsicht, zur Kritik, zum Abwarten und Abwägen. Sie führt leicht zu Mißtrauen, und sie kann sich verbinden mit der Sicherungstendenz, die in der Geschichte eines Volkes ihre Erklärung findet, das die römische

Eroberung, die Germaneneinfälle, den hundertjährigen Krieg mit England als Erinnerung seiner Frühzeit bewahrt und das sich immer wieder von den « Barbaren » bedroht fühlt. Buckle hat im « protective spirit » einen französischen Wesenszug gesehen. Die Sicherheitstendenz bringt die Scheu vor dem Risiko mit sich. Man weiß, wie sehr sie das französische Familienleben bestimmt. Vorsichtige Berechnung spielt bei der Eheschließung, der Berufswahl, der Kindererzeugung und Kindererziehung eine allgemein anerkannte Rolle. Die Eltern suchen so weit wie möglich das Zukunftsrisiko für ihre Kinder zu vermindern. Man spart Jahrzehnte für die Mitgift der Tochter, für die Berufsausbildung des Sohnes. Man sorgt vor. Der Bevölkerungsrückgang hängt mit dieser vorausschauenden Bewußtheit zusammen. « La cause de la dépopulation est claire », sagte Paul Valéry. « C'est la présence d'esprit. » Und er fügt hinzu: « Une somme d'époux prévoyants de l'avenir constitue un peuple insoucieux de l'avenir. Il faut perdre la tête ou perdre sa race. » Vorsichtige Berechnung, Abwarten der Gelegenheit, schrittweises Vorgehen haben die nationale Expansion Frankreichs von den ersten Capetingern bis zu Ludwig XIV. gekennzeichnet. Diese politische Weisheit bewundert Frankreich an Königsgestalten wie der Ludwigs XI.

Die Gefahren, denen ein solches Altersbewußtsein ausgesetzt ist, sind Verlust der Anpassungsfähigkeit, instinktive Ablehnung des Neuen, Abstumpfung durch die Gewohnheit¹⁾ und Nachahmung. « Les morts eux-mêmes », sagt Jean Finot, « ne cessent d'être nos hypnotiseurs. Nous les imitons sans y penser, de même que nous subissons l'action des siècles passés. Plus notre habitude d'imiter vieillit, plus la force, ou plutôt la facilité de l'appliquer grandit. Nous imitons encore plus facilement que nos ancêtres d'il y a quelques siècles. » Es ist vielleicht kein Zufall, daß gerade Frankreich der modernen Sozialwissenschaft ein klassisches Werk über *Die Gesetze der Nachahmung* (von G. Tarde) geschenkt hat, daß der französische Roman – Balzac und Proust – die Entartung der Seele durch Versklavung unter die Gewohnheit dargestellt hat, und daß die französische Philosophie dem Wesen des Gedächtnisses besondere Aufmerksamkeit schenkt. Gewiß hat gerade Bergson den Weg wieder frei gemacht für die Anerkennung des schöpferischen Moments in der Entwicklung. Aber Bergsons Argumentation bestätigt doch eben die Bedeutung der Gewohnheit im französischen Denken. Er verwendet viel Scharfsinn auf den Nachweis, daß es wirklich

¹⁾ « Si je croyais encore au bonheur, je le chercherais dans l'habitude. » Chateaubriand (Taine, Corr. I, 278).

Neues in der Welt gebe, und er muß seine Leser davor warnen, es auf ein schon Bekanntes, Fertiggemachtes (« tout fait ») zurückzuführen. Die Bedrückung und Lebensverengung durch Tradition und Vergangenheit hat auch dem literarischen Wirken von André Gide einen seiner tiefsten Impulse gegeben. Er will die Jugend freimachen von der Last des Überlieferten und dem Zwang der Institutionen. Sein Immoralismus entspringt dem Ethos der Aufrichtigkeit und Selbstbejahung. Seine Wirkung auf die junge Generation findet auch darin ihre Erklärung.

Daß alles Leben Veränderung und Neuwerden ist, gilt für das geschichtliche und gegenwärtige Leben Frankreichs natürlich ebenso wie für andere Nationen. Spezifisch französisch ist nur die Haltung, die das Bewußtsein dem Neuen entgegenbringt, und die Form, in der das Neue aufgenommen wird. Seelische Veränderungen vollziehen sich beim Franzosen langsamer als bei uns. Das will auch bei der deutsch-französischen Verständigung bedacht sein. Jean Schlumberger gibt dafür eine feine psychologische Erklärung: « Wenn die Franzosen in dem Ruf eines leichtlebigen und beweglichen Volkes stehen, so liegt es mit daran, daß man in Deutschland nicht verstanden hat, zwischen den Eigenschaften, die tiefer liegen, und zwischen denen, die sich an der Oberfläche zeigen, zu unterscheiden. Es gibt wenig Völker, die ihren Gefühlen treuer sind und deshalb für eine schnelle Entwicklung weniger geeignet als die Franzosen. Das hängt zweifellos von einer gewissen Gefühlsreife und einer gewissen Characterselbständigkeit ab, die einen großen Widerwillen, sich zu widersprechen, zur Folge hat. Doch welches auch die Ursachen sein mögen, die Tatsache ist die: in Deutschland und in Frankreich können sich die Gefühle nicht im selben Tempo verändern. Das ist das größte psychologische Hindernis, das man in Rechnung ziehen muß. Man läuft oft Gefahr, an Mißklänge zu glauben, und doch ist es im Grunde nichts anderes als der Mangel an Gleichheit. Unsere Langsamkeit sieht oft wie unverbesserlicher Starrsinn aus, und dabei ist sie doch vielmehr die Ehrenhaftigkeit gegen sich selbst. Aber wenn das Hindernis klar erkannt sein wird, wird man es auch überwinden und durch die Geduld besiegen können. Das ist meine tiefste Überzeugung. »

Auch wo der Franzose als Neuerer auftritt, ist er oft von der Vergangenheit abhängig. Tarde hat gezeigt, daß es zwei Arten der Nachahmung gibt: « faire exactement comme son modèle, ou faire exactement le contraire ». Auch die « contre-imitation » ist eine Nachahmung. Die Bestimmung des Handelns durch eine Modellvorstellung – im einen

oder andern Sinne – tritt in Frankreich häufig in Erscheinung. Die Kritiker streiten sich heute noch über das Wesen der französischen Romantik. Aber was immer sie sein mag, sicher ist das eine, daß sie eine Antiklassik ist. Die Schule von 1830 tat das, was die Schule von 1660 verboten hatte. Sie schaffte deren Gesetze ab: Regeln der Metrik, Hierarchie des Wortschatzes, Trennung der Gattungen. Wenn Victor Hugo dichtet, so schreibt er *gegen* Racine, *gegen* Boileau. Was die literarischen Schulen in Frankreich zusammenhält, ist das Bedürfnis die Sache « anders » zu machen als die jeweils geltende Literatur. Wenn Valéry die Idee der Originalität analysiert, findet er: « Il est des gens, j'en ai connu, qui veulent préserver leur originalité. Ils imitent par là. Ils obéissent à ceux qui les ont fait croire à la valeur de l'originalité. »

Man darf aber nicht in den Fehler verfallen, die Alterszüge der französischen Kultur als Mängel oder Schwäche zu bewerten, wie das in Deutschland nicht selten geschieht. Auch hier gilt, daß jede Lebensstufe ihre eigenen Vorzüge hat. Der Vorzug des reifen Alters ist gesteigerte Bewußtheit. Die Intensität der Bewußtseinsentwicklung gehört zu den Hauptmerkmalen französischer Geistesart. Die französische Altersreife ist eine *wissende* Reife. Da sie sich selbst kennt, weiß sie auch um die Gefahren, von denen wir gesprochen haben, und vermag ihnen zu begegnen. Frankreich weiß, daß seine Gefahr die Erstarrung im Kultus der Vergangenheit ist. Gerade darum strebt es bewußt nach Schmeidigung und nach Anpassung an das Neue, das die Zeit bringt. So gewinnt es eine Elastizität zurück, die man nicht unterschätzen soll.

Aber hüten wir uns, das Bild Frankreichs künstlich zu vereinfachen. Ebenso bezeichnend wie der Traditionalismus ist für den französischen Geist sein Gegenteil: der Radikalismus. Ein guter Kenner seiner Nation, Emile Montégut, hat einmal gesagt: « La vérité est que la France, pays des contradictions, est à la fois novatrice avec audace et conservatrice avec entêtement, révolutionnaire et traditionnelle, utopiste et routinière... C'est un pays révolutionnaire et traditionnel pour qui sait bien voir: révolutionnaire, parce que les métamorphoses y ont été plus nombreuses qu'ailleurs; traditionnel, parce que sous toutes ses métamorphoses brille le même esprit méconnaissable en apparence. »¹⁾

Wenn wir die revolutionäre Tendenz des französischen Geistes als Radikalismus bezeichnen, so muß dies Wort in seiner allgemeinsten psychologischen Bedeutung und nicht im Sinne einer bestimmten

¹⁾ *Les Livres Opinions morales et historiques*, 1858.

Politik verstanden werden. Der politische Radikalismus (der wiederum nicht mit den heutigen radikalen oder radikal-sozialistischen Parteien gleichgesetzt werden darf), ist nur eine Sonderform des psychologischen Radikalismus Frankreichs. Dieser letztere scheint zu den nicht weiter ableitbaren Grundzügen des französischen Charakters zu gehören. Wir finden ihn schon in Cäsars Charakteristik der Gallier als « neuerungssüchtig », *novarum rerum cupidi*. Der französische Radikalismus ist eine Mischung aus Affekt und Logik, welche dahin drängt, die Vergangenheit « radikal » zu verneinen, mit der Tradition gründlich aufzuräumen und an Stelle des geschichtlich Überlieferten einen völlig neuen, auf abstrakte Prinzipien gegründeten Bau zu setzen. Der radikale Geist ist ehrfurchtslos und neigt zum Fanatismus oder jedenfalls zur starren Einseitigkeit einer Doktrin, eines Programms, eines Systems. Seine bedeutsamste Verwirklichung in der französischen Geschichte ist das Jakobinertum. Erst seit damals, erst seit der großen Revolution, ist er ein politischer Faktor im öffentlichen Leben Frankreichs geworden. Und man kann vielleicht weiter gehen und sagen: erst durch die Verbindung gallischen Temperaments mit dem Rationalismus der letzten Jahrhunderte ist er zu seiner vollen Existenz und Wirkung gekommen. Er hat das Bedürfnis, *tabula rasa* zu machen. Man kann diesen Zug schon bei dem Vater der modernen Philosophie, bei Descartes, finden. Er hat dann an Bedeutung immer mehr gewonnen. Politisch hat sich der Radikalismus revolutionärer Provenienz im Lauf der letzten fünfzig Jahre stark gewandelt. Die « Ideen von 1789 » sind zwar heute noch ein Schlagwort, das auf der Rednertribüne gerne gebraucht wird, – aber sie sind selbst ein Bestandteil der nationalen Tradition geworden. Die Revolution ist eine in der dritten Republik konsolidierte Errungenschaft. Der linksstehende französische Wähler oder Volkstribun verherrlicht die Revolution und sieht in ihr einen unvergänglichen Ruhmestitel seiner Nation. Aber er ist ein Bürger, und um keinen Preis möchte er wieder Revolution machen: er hat das hinter sich. Dieser « revolutionäre Konservatismus » ist für die Masse des französischen Volkes sehr bezeichnend. Wenn er eine polemische Spitze hat, so ist sie gegen die katholische Kirche gerichtet, die, scheinbar wider alle ewigen Grundsätze der Vernunft, immer noch ihre Macht behauptet. Die zugkräftigste Parole des Radikalismus ist noch heute Gambettas Wort: « *Le cléricalisme, voilà l'ennemi!* » Die Kulturkämpfe der dritten Republik, die Errichtung der weltlichen Schule, die Vertreibung der Kongregationen, die Trennung von Staat und Kirche, die Propaganda einer religionslosen

Laien- und Bürgermoral in der Volksschule – diese Dinge geben noch heute dem politischen Radikalismus kräftige Nahrung. Er bestimmt auch die Ansichten des Durchschnittsfranzosen über das Ausland und die Politik der fremden Staaten. Daß es in Europa noch Monarchien gab, erschien der Masse des französischen Volkes unbegreiflich und unsinnig. Und ebenso unbegreiflich und verdächtig erscheint es heute dem populären französischen Radikalismus, daß die Deutschen eine Revolution gemacht haben, ohne ihre Fürsten zu verbannen und alles auf den Kopf zu stellen. Eine solche Revolution *kann* keine Revolution sein. Eine solche Republik *kann* nur Gegenstand des Argwohns sein. In der Literatur und Publizistik hat der Radikalismus heute nur noch wenige Vertreter von Rang. Der bedeutendste ist Alain.

Der Radikalismus Frankreichs prägt sich aber auch in den Dingen des reinen Geistes aus: man denke an die Malerei der Kubisten, an die literarische Bewegung der «Surréalistes» und ähnliches. Neue Initiativen, neue künstlerische Experimente, radikale Konstruktionen des Intellekts werden in Paris immer einen Boden finden.

Wie ist es aber psychologisch zu verstehen, daß Traditionalismus und Radikalismus im französischen Geist so eng nebeneinander wohnen und beide so stark ausgeprägt sind? Zunächst läßt sich erwidern, daß beide gewisse Berührungspunkte und Gemeinsamkeiten haben. Sie bedingen sich gegenseitig bis zu einem gewissen Grade. Je stärker die Macht der Überlieferung und der Kultus der Vergangenheit ist, umso stärker muß auch der Gegendruck werden, der diese Last abschütteln will. Aber dazu kommt noch ein zweites. Wenn ich von dem französischen Traditionalismus sagte, er ermangle des historischen Sinnes und denke nicht in den Kategorien des Werdens und der Entwicklung, so gilt das ganz ebenso vom Radikalismus. Der chimärische Wahn, alles von heute auf morgen neu und besser zu machen, zeigt dieselbe unhistorische Erlebnisform wie die Eigenart, das Vergangene nicht als Vergangenes, sondern als Gegenwart aufzufassen. So könnte man die scheinbar extremen Gegensätze als verschiedene Ausdrucksformen eines identischen Zeitgefühls auffassen. Aber es ist auch sehr wohl möglich, daß sie verschiedenen rassischen Elementen des französischen Volkstums entsprechen, die wechselweise oder gleichzeitig in Aktion treten, und die freilich einer exakten Analyse nicht mehr zugänglich sind. Es gibt keine Methoden, umso verwickelte Vorgänge zu erfassen. Es gibt darüber nur Vermutungen.

Dem Deutschen, der in Frankreich vorzugsweise die Macht der

Tradition empfindet, kann Frankreich unmodern und rückständig erscheinen, aber es ist naiv, wenn der Deutsche bei diesem Eindruck stehen bleibt und ihn mit billiger Selbstgefälligkeit unterstreicht. Er vergißt die Dauerfähigkeit Frankreichs und er übersieht seine Lebenskraft. Wir haben uns lange dem Glauben an die französische Dekadenz hingegeben. Frankreich selbst hat eine Zeitlang daran geglaubt. Aber das französische Dekadenzgefühl des 19. Jahrhunderts und besonders des Jahrhundertendes war das Ergebnis gewisser zeitbedingter Verhältnisse, deren Wirkung seit Jahrzehnten aufgehört hat. Es hatte politische, literarische und weltanschauliche Gründe. Entstanden ist es als Rückschlag gegen den Zukunftsoptimismus der dreißiger und vierziger Jahre. Der Ausgang der Februarrevolution, ihr Umschlag in den Cäsarismus Napoleons III. bedeutete für den utopischen Messianismus des Zeitgeistes eine tiefe Enttäuschung. Die allmählich erstarkende Opposition prophezeite Unheil und Niedergang. Die Dekadenzidee hat so von Anfang an eine politisch-agitatorische Färbung gehabt. Sie verstärkte sich unter der dritten Republik. Die konservativ-klerikale Partei sah Frankreich national gedemütigt und im Innern einer glaubensfeindlichen Regierung ausgeliefert. Sie leitete alles Unheil von der Revolution her. Zugleich wirkte die Erinnerung an den Untergang des römischen Imperiums. Ohne die Modellvorstellung der römischen Dekadenz hätte das französische Dekadenzgefühl sich niemals ausbreiten können. Die Niederlage der Italiener in Abessinien (1896), die der Spanier in Cuba (1898) wurde als Zeichen für den Niedergang der « lateinischen Rassen » gedeutet. Die Atmosphäre des « fin de siècle » begünstigte eine Weltuntergangsstimmung, eine fatalistische Resignation. Zugleich entdeckten Dichter und Literaten die morbiden Reize der Verfallskulturen. Zu den Politikern und Moralisten traten die Ästhetiker des Dekadenzgefühls. Aber das Jahrzehnt vor dem Weltkrieg brachte einen durchgreifenden Wandel. Frankreich fühlte sich militärisch und politisch erstarkt; man sprach von einem « réveil national »; die Philosophie kehrte sich vom Determinismus ab; die Literatur überwand das müde Ästhetentum der Symbolisten; die Jugend stählte sich im Sport; neue Glaubenskräfte erwachten und stärkten den Idealismus des Geistes wie auch das Leben des Katholizismus. Die Dekadenz wurde als Übergangskrise erklärt und war damit erledigt.

Der Glaube an die französische Dekadenz besagt heute soviel oder so wenig wie der an den « Untergang des Abendlandes ». Wenn Frankreich ein altgewordenes Land ist, so ist Europa ein altgewordener Erdteil.

In dem Maße, wie sich in der europäischen Kultur Alterszüge und Alterswertungen ausbilden – in eben dem Maße wird der französische Geist innerhalb Europas eine wesentliche Funktion erfüllen. Er hat einen Vorsprung in der Intellektualisierung, die unsere ganze Kultur zunehmend charakterisiert.

Trotz aller Mannigfaltigkeit, aller Gegensätze und inneren Krisen zeigt Frankreich und seine Kultur eine Einheit, wie nur langes, gemeinsames geschichtliches Erleben sie schaffen kann. Die Freidenker sind in Frankreich aus demselben Holze geschnitzt wie die Gläubigen, die Empörer brauchen dieselbe Rhetorik wie die Bewahrer, die Intellektuellen mischen sich unter die Politiker, und die Führer der Wirtschaft verstehen die Sprache der Künstler. Alle Schichten der Nationen scheinen einen gemeinsamen Wortschatz der Gefühle, das gleiche Register der Empfindungen und der Forderungen an das Leben zu haben. Frankreich als Ganzes ist zur Einheitsform der Person gelangt. Es denkt sich selbst als Person, und es denkt seine Geschichte in den Kategorien der Person. Für den Geographen ist der französische Boden « un personnage historique », für den Historiker ist Frankreich die persönliche Schöpfung seiner Könige, wenn er konservativ denkt; die Schöpfung seines Volkes, wenn er, wie Michelet, an den Geist der Revolution anknüpft. Die Personifizierung Frankreichs ist ins allgemeine Bewußtsein übergegangen. « La France c'est la plus grande personne morale qui ait jamais existé réellement » – solche Sätze kehren in populären Schriften immer wieder. Dieses Empfinden ist in der ganzen Nation lebendig. Marcel Proust spricht in *Le Temps retrouvé* von dem « immense être humain appelé France » und kontrastiert es mit dem « Konglomerat von Individuen », das Deutschland sei.

Der Name « La France » gestattet schon sprachlich eine Personalisierung des Vaterlandes, welche das Wort Deutschland nicht erlaubt. Die Figur der Germania ist für uns etwas Unlebendiges. Sie ist eine künstliche Schöpfung. Aber « La France » ist im französischen Bewußtsein als eine heroische oder bezaubernde Frauengestalt lebendig. Sie ist eine Fiktion, die durch die Wendungen der Sprache und durch die künstlerische Darstellung auf Briefmarken, Gemälden, Monumenten Wirklichkeit gewonnen hat. Ein Redner der Opposition rief unter der Julimonarchie der Regierung die Warnung entgegen: « La France s'ennuie », und der Marschall Joffre konnte 1914 bei seinem Einzug in das oberelsässische Städtchen Thann proklamieren: « Je vous apporte le baiser de la France. »

Als Weib ist La France kapriziös und kokett. Sie will galant behandelt werden. Selbst ihre Launen und Fehler sind reizend. « La France est charmante comme elle est », wie Renan gesagt hat. Sie fordert und sie empfängt die Huldigung der Franzosen. Sie ist zur Göttin erhoben worden. Der Dea Roma entspricht die Déesse France, die André Chénier ehrte und auf deren Altar Maurras den Ritus des « integralen Nationalismus » feiert. Der Ruf « Vive la France! » gilt nicht einem Staate, einer Nation, einem Lande, sondern dem mythischen Wesen, das Millionen von Menschen mit ihrem Herzblut, Geist und Willen nähren. Daß Frankreich diesen Mythos seines eigenen Wesens zu schaffen wußte, hat ihm in allen Geschichtszeiten, besonders aber in der, welche 1789 anhebt, eine so große Macht über die Seelen verliehen, und vermag die Tatsache zu erklären, daß die französische Kultur Gestalt und Art eines Kultus angenommen hat.